

Miszelle

WERNER CONZE

DAS ENDE DES PROLETARIATS

Helmut Schelsky hat ein empirisch-soziologisches Sammelwerk herausgegeben¹, das die Aufmerksamkeit der zeitgeschichtlichen Forschung in hohem Maße verdient. Es handelt sich dabei um eine Fortführung der von der Sozialwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung von Jugendfragen 1950—52 durchgeführten und veröffentlichten Forschungen über die „Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend“. Fragebogen wurden an 1500 Hamburger Berufsschüler gegeben, Monographien über Gruppen von Jugendlichen in Betrieben, Lagern und Wohnheimen wurden auf Grund von Beobachtung, Befragung und Unterhaltung hergestellt und ausgewertet. Dazu kamen zahlreiche Gruppendiskussionen mit Jugendlichen, Jugendleitern, Berufsschullehrern u. a. Das Rohmaterial selbst wurde nicht veröffentlicht, sondern einer flüssigen Darstellung zugrunde gelegt, in der die Materialnähe stark zutage tritt. Das wissenschaftlich Ergiebige der Arbeiten liegt nicht allein in der vorbildlichen Verbindung einer breiten empirischen Basis mit scharfer und fruchtbarer Begriffsbildung, die sowohl Nähe wie Distanz zum Material erkennen läßt, sondern besonders auch im Versuch, nicht Zustandsquerschnitte zu zeichnen, sondern geschichtliche Bewegung zu ergründen. Das konnte jedoch nicht mit der gleichen Sicherheit der Quellengrundlagen wie für die Gegenwartsaufnahme geschehen, da ähnliche Erhebungen für die zurückliegenden Jahrzehnte nicht vorliegen. So mußte auf Literatur von ungleichartigem Quellenwert aufgebaut werden. Es besteht kein Zweifel, daß außer diesem reich und scharfsinnig verwendeten Schrifttum vor allem der 20er Jahre noch reichlich und verschiedenartig Selbstaussagen zu finden gewesen wären, aus denen die bewußtseinssoziologischen Fragen, um die es geht, noch sicherer hätten beantwortet werden können. Doch war das nicht die Aufgabe der vorliegenden, gegenwartsorientierten Untersuchung. Darin könnte vielmehr eher eine Aufforderung an die Geschichtswissenschaft liegen, sich in stärkerem Maße von der heute auch in Deutschland erfreulich konkret werdenden Soziologie anregen zu lassen. Für die Zwecke der vorliegenden Arbeit erscheint der geschichtliche Rückgriff nicht nur ausreichend begründet, sondern gut geglückt zu sein. Die geschichtliche Sicht des Sammelwerks reizt zu mannigfaltigen Überlegungen, von denen im folgenden einiges angedeutet sein möge.

Die bewußte Anknüpfung an die 20er und 30er Jahre zeigt, daß das in den letzten Jahren viel diskutierte, durchaus unproletarische Verhalten und Bewußtsein des

¹ Arbeiterjugend gestern und heute. Sozialwissenschaftliche Untersuchungen von Heinz Kluth, Ulrich Lothmar, Rudolf Tartler. Hrg. und eingeführt von Helmut Schelsky. Veröffentlichungen der Akademie für Gemeinwirtschaft Hamburg. Quelle und Meyer, Heidelberg 1955, 349 S., 23.— DM.

„jungen Arbeiters“ schon weit zurückliegt. Spätestens in den 20er Jahren begannen wesentliche „schichttypische“ Unterschiede eingeebnet zu werden und war der „Weg zur Mitte“ festzustellen, der sich heute bis zur „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ (Schelsky) fortgesetzt hat. Es handelt sich also beim „jungen Arbeiter“ von heute nicht um einen „neuen Typ“², sondern um das Ergebnis eines jahrzehntelangen Prozesses der „Einbürgerung des Proletairs“, wie es Franz Xaver von Baader schon im Jahre 1835 als das Ziel der gesellschaftlichen Wandlung bezeichnet hatte³. Aber während in den 20er Jahren trotz aller Begriffsverwirrung und allem Zwiespalt zwischen Ideologie und sozialer Wirklichkeit noch „Proletarier“, „Arbeiter“ und proletarische Jugend im Bewußtsein vorhanden waren, gibt es heute – außer in unbestreitbaren Vorstellungsresten – kein Proletariat, nicht einmal eine deutlich unterscheidbare Schicht „Arbeiter“ mehr, und die Jugend, bei der sich der alte Gegensatz „proletarisch–bürgerlich“ immer mehr verwischt hat, befindet sich nicht mehr in der „Bewegung“ und sieht sich nicht mehr im Gegensatz, weder zur alten Generation noch zu einer andern Klasse. Von den befragten Berufsschülern, soweit sie „Arbeiter“ waren, konnten 44 Prozent der männlichen und 75 Prozent der weiblichen auf die Frage, was sie unter einem Proletarier verstünden, keine Antwort geben, während 25 Prozent (14 Prozent) erklärten, das Wort nicht zu kennen; nur 33 Prozent (11 Prozent) gaben sehr verschiedenartige Antworten. Bei den Schülern, die Angestellte waren, war dem Bildungsstand gemäß die Kenntnis des Begriffs um ein geringes besser; aber auch bei ihnen waren über die Hälfte der männlichen und fast drei Viertel der weiblichen Befragten ohne Kenntnis oder blieben die Antwort schuldig. So ist dies der heutigen sozialen Lage nicht mehr entsprechende Wort nur noch besonders Geschulten oder Belesenen geläufig. Aber auch das Wort „Arbeiter“ bezeichnet immer weniger eine sozial abgrenzbare Schicht. „Während so im Bewußtsein der ‚Arbeiter‘ der Arbeiter im steigenden Maße zur ‚Berufs‘-Bezeichnung der Berufslosen, der Unqualifizierten wird, versuchen sich Gesetzgeber und Organisationen immer noch an den alten Grenzen zu orientieren, obwohl deren Verlauf nie ganz eindeutig und unbestritten festgelegt worden ist. Es gibt vielleicht nur noch eine ‚sichere‘ Bestimmung: Arbeiter ist, wer invalidenversicherungspflichtig ist, und invalidenversicherungspflichtig ist, wer Arbeiter ist.“ (S. 174).

So ist nicht nur das Fremdwort der Intellektuellen, sondern auch das deutsche, wohl vom französischen „ouvrier“ als Klassen- oder Berufsbezeichnung übernommene Wort immer mehr außer Kurs gesetzt worden. Beide Begriffe werden jedenfalls von denen, auf die sie angewandt worden sind oder noch werden, als etwas Minderwertiges, Unangesehenes abgelehnt. Der Versuch, die Bezeichnungen für Ungelernte, Nichtqualifizierte, Arme, gesellschaftlich nicht Respektierte zu Ehrenbezeichnungen einer kommenden, durch das Proletariat herbeigeführten klassenlosen Gesellschaft zu machen, ist fehlgeschlagen, weil die Klassengesellschaft sich

² Karl Bednarik, *Der junge Arbeiter von heute – ein neuer Typ.* Stuttgart 1953.

³ Über das dermalige Mißverhältnis der Vermögenlosen oder Proletairs zu den Vermögen besitzenden Klassen der Sozietät. 1835.

⁴ Theodor Geiger, *Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel,* Köln und Hagen 1949.

im „Schmelztiegel“ (Th. Geiger⁴) befindet und auf eine zur Mitte nivellierte, weder „bürgerliche“ noch „proletarische“ Gesellschaftsform zusteuert, in der nicht mehr das „Existenzminimum“, sondern ein steigendes „Zivilisationsminimum“ gemäß dem jeweils als „normal“ angesehenen Lebenszuschnitt für die ständisch nicht mehr begrenzte, beruflich aber äußerst differenzierte Masse des ehemaligen „Proletariats“ maßgebend ist. In dieser Masse aber nimmt der Anteil der „unqualifizierten“ Arbeiter ständig ab, weil in der auf Leistung bedachten, aufgefächerten Industriegesellschaft immer mehr der Fachmann, zumindest der angelernte Qualitätsarbeiter verlangt wird.

Wenn die Begriffe „Arbeiter“ und „Proletarier“ ungerne eigenbezogen angewandt und mit „unqualifiziert“ gleichgesetzt werden, so wird damit im Grunde eine sehr alte, nie ganz verlorengegangene Vorstellung wiederaufgenommen: der Arbeiter (die „arbeitenden Klassen“) oder Proletarier als Bezeichnung für das unterständische Volk vor oder zu Beginn der Industrialisierung, als (um 1840) das Wort „Proletarier“ von Frankreich übernommen wurde und deshalb so rasch über die Kreise der radikalen Intelligenz hinaus Verbreitung gewann, weil es eine neue, vorher ungewohnte Wirklichkeit bezeichnete. Hegel hatte sie als die „Erzeugung des Pöbels“ bezeichnet. Damit meinte er den Massenzuwachs der unterbäuerlichen und unterbürgerlichen Schicht, die durch die ständisch stabile Gesellschaft bisher im Nahrungsraum und in der Fortpflanzung beschränkt worden war, nun aber infolge eines lang angestauten Bevölkerungsdrucks und der mannigfachen Emanzipationen seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert das ständisch zugebilligte Maß überwucherte und damit zur Ursache der damals vielbeklagten Übervölkerung des Landes wurde. Dies unterständische, standlose, die Stände bedrohende Übermaß war mit einem gebräuchlichen Wort nicht zu fassen. Das neue Phänomen wurde durch ein neues Wort ausgedrückt⁵.

Dies wurde seit dem Ende der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts viel, nicht nur von Sozialisten, angewandt und verbreitete sich neben dem Begriff des „Pauperismus“ schnell in der Publizistik. Doch der „Pauper“ wich in der Literatur dem „Proletarier“, der in den 60er Jahren die Grenzen der Bildungswelt überschritt und zum politischen Schlagwort mit Massenverbreitung wurde. Das Wort bürgerte sich ein, weil es – ähnlich wie „Arbeiter“ – trotz einer beibehaltenen weitergehenden Bedeutung im Sprachgebrauch vorwiegend auf den Industriearbeiter bezogen wurde, vor allem aber, weil es sich mit dem Sozialismus, d. h. in Deutschland in erster Linie dem Marxismus, verband. In dem Maße wie das gläubige Bekenntnis zum Marxismus wuchs, verbreitete sich auch die bewußte Anwendung des Wortes „Proletarier“. Mit diesem bewußt und prononciert Proletarier sein Wollen, weil man an den Sozialismus glaubte, oder dem krampfhaft Proletarier sein Sollen, weil es die organisierte Propaganda verlangte, ist wohl das eigentliche Charakteristikum der Geschichte dieses Wortes ausgedrückt. Das „Proletariat“ war ein ideologie-

⁵ Werner Conze, Vom „Pöbel“ zum „Proletariat“. Sozialgeschichtliche Voraussetzungen für den Sozialismus in Deutschland. Vierteljahrsschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 41, 1954, 333 ff.

belastetes Wort, dessen Wertschätzung mit der Überzeugungskraft des Vulgärmarxismus stand und fiel. Die höchste Geltung hat es zweifellos zwischen 1890 und 1914 besessen. Zwar entschleierte damals bereits der Revisionismus den Riß zwischen Ideologie und Wirklichkeit. Doch wurde das Bewußtsein, als Proletarier Träger der besseren Zukunft zu sein, gleichwohl immer wieder ermöglicht, da die feindliche Front in der Staats- und Gesellschaftsverfassung des wilhelminischen Reichs sichtbar war und das stetige Anwachsen der sozialistischen Anhängerschaft leicht einen Erfolgsrausch und proletarischen Optimismus erzeugte.

Kluth weist mit Recht darauf hin, daß vom „Inhalt“ her gesehen der Marxsche Arbeiterbegriff – wir fügen hinzu: auch der Proletarierbegriff – dem aus der berufsständischen Vorstellungswelt verwandt sei; „beide meinen den nicht qualifizierten, in eine mechanische Tätigkeit verflochtenen, beliebig auswechselbaren Menschen“ (S. 26). So gingen also die ideologisch-politische und die übliche sozialpsychologische Wertung des Worts weit auseinander. Es hätte schon der Überzeugungskraft einer siegreichen Revolution bedurft, die sich – unbeschadet ihrer wirklichen Ergebnisse und Folgen – als proletarisch und die Proletarier als Sieger hätte verstehen müssen, wenn das unvolkstümliche Wort sich hätte behaupten sollen. Tatsächlich haftete ihm trotz aller betonten „proletarischen Kultur“ stets etwas Inferiores an. Dem wick aber der Träger der Bezeichnung um so stärker aus, als er in der nüchternen Lebenspraxis den Ideologieglauben verlor (was seiner Zugehörigkeit zum Sozialismus keineswegs zu widersprechen brauchte) und die Erfahrung machte, daß auch im gegebenen „kapitalistischen System“ materielle Lebensverbesserung und sozialer Aufstieg möglich waren, wozu die Organisation der Gewerkschaft wesentliche Hilfestellung bot. In der sozialistischen Selbstkritik wurde dies sehr früh schon als „Verkleinbürgerlichung“ verächtlich gemacht, de facto aber hingenommen und gefördert. Diese Tendenz verstärkte sich nach 1919, als der Widerstand gegen den Staat fortfiel oder einer inneren Unsicherheit wich, die in der Parteidiskussion der Sozialdemokratie als Auseinandersetzung um „Staatspartei“ oder „Klassenkampfpartei“ erschien. Zu Beginn der 30er Jahre verschwand „Proletariat“ bereits fast völlig aus den Veröffentlichungen der sozialistischen Jugendgruppen. Und wenn diese Entwicklung nach 1945 weitergeführt wurde, ja fast zum Ende gekommen ist, so ist – mit Kluth (S. 50) – daran zu erinnern, daß sie ja „1933 nicht stehengeblieben, sondern in mancher Hinsicht sogar ‚komprimiert‘ weitergelaufen“ ist. Damit ist ein sozialgeschichtlicher Aspekt des „Dritten Reichs“ angedeutet, der der Untersuchung wert wäre.

Von großer zeitgeschichtlicher Bedeutung sind die in den Beiträgen von Lothmar und Tartler angestellten Vergleiche der „Arbeiterjugend“ von heute mit der in den 20er Jahren. Der Ursprung der bürgerlichen Jugendbewegung aus dem Wohlstandsprotest und der proletarischen aus dem Elendsprotest, deren Weg von der organisierten zur romantisch-revolutionär „bewegten“ Jugend, sowie die beiderseitige Angleichung über die Hitler-Jugend zur heutigen Jugendpflege und Jugendorganisation ohne „Bewegung“ werden anregend analysiert. Dabei muß freilich immer die den Verfassern bewußte Frage in Erinnerung gebracht werden, ob das

Bild der „Arbeiterjugend“ zwischen den 20er Jahren und der Gegenwart sich wirklich so stark verschoben hat. Aber soviel scheint doch sicher zu sein: auch wenn sich der Unterschied vermutlich abschwächen würde, wenn wir für die Jahre um 1925 ähnlich exakte Unterlagen hätten wie für 1954, so ist doch der Trend unbestreitbar. Die Wirkungen der rasch fortschreitenden Technisierung unseres Daseins und die ernüchternden Erfahrungen aus den Katastrophen unserer jüngsten Geschichte haben – so dürfen vielleicht die vielen Einzelbeobachtungen zusammengefaßt werden – zu einem jugendlichen Durchschnittstypus geführt, der viele – zu Recht oder Unrecht – als „typisch deutsch“ angesehene Eigenschaften abgelegt und sich dem amerikanischen Typus angenähert hat. Dazu gehören: die Berufstüchtigkeit mit dem Ziel, „besser“ leben zu können, die Verwendung eines großen Teils der Freizeit zur beruflichen Fortbildung um dieses Zieles willen, das „Sichverlassen auf das eigene Geschick oder auf die unmittelbare Umgebung – Freunde, Bekannte und Familie“ (S. 120), wozu das merkwürdigerweise nicht ausdrücklich behandelte Denken in „Jobs“ zu rechnen wäre, die Ausübung eines „Hobby“, das oft genug vom ehemals üblicheren Wirtshausgang ablenkt, ohne aber dem habitualisierten Besuch des für den Wohnbezirk zuständigen Kinos entgegenzustehen, schließlich auch die unpathetische und unideologische Anerkennung der parlamentarisch-demokratischen Republik ohne deutliche Vorstellung von ihrer Verfassung, die „permanente Adaptation an das Neue“ (S. 273) und der fortschreitende Verlust eines eigenen Jugendraums. Hier wäre zu fragen, ob in der fortgesetzten Bewegung der überall ähnliche Bedingungen schaffenden industriellen Wirtschaft und Gesellschaft nicht nur Schichten und Generationen, sondern auch Völker eingeebnet werden, so wie es in einheitlichen Großmachträumen wie in den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion fortdauernd geschieht.

Überblicken wir die Ergebnisse des hier nicht annähernd vollständig herangezogenen Werkes, so erhebt sich eine Frage, um derentwillen unsere Betrachtungen recht eigentlich angestellt worden sind. Zeitgeschichte ist – strukturell gesehen – die Geschichte des technisch-industriellen Zeitalters. Um dessen Struktur in ihren Grundlagen, Bedingungen und Wandlungen zu erfassen, bedarf es, grundsätzlich anders als für die Geschichte vor der industriellen Revolution, der intensiven methodischen und inhaltlichen Verbindung mit den systematischen Wissenschaften – wie in diesem Falle der Soziologie –, die es mit dem Menschen als geschichtlichem Wesen im Industriezeitalter zu tun haben. Zeitgeschichtsforschung sollte eine Kontaktstelle zwischen den Disziplinen sein, und sie sollte sich auch den von Historikern meist nicht beschrittenen methodischen Weg zu eigen machen, von einer Gegenwartsanalyse her die geschichtliche Tiefe zu suchen und damit für die Historie im engeren Sinne neue Fragestellungen zu gewinnen.